

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 5

Artikel: Als Student mit dem Internationalen Roten Kreuz in Ungarn
Autor: Beck, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

*Diese Fotografie
wurde einige Tage
vor meinem
Aufenthalt in
Budapest
aufgenommen.*

*Inschrift oben
auf Ungarisch;
unten auf Russisch:
«Russen
nach Hause.»*



Als Student mit dem Internationalen Roten Kreuz in UNGARN

VON EUGEN BECK

Am 1. November 1956 waren wir, ungefähr ein Dutzend Studenten, in der Halle der Universität Zürich daran, die von der Zürcher Mittel- und Hochschuljugend gesammelten Liebesgaben zu sortieren. In einer Ecke hinter einem Berg von Schachteln und Kisten trennten wir Mediziner eben Kopfwehpulver und Mittel gegen Magenschmerzen. Da kam plötzlich außer Atem einer unserer Chefs herbei und rief: «Wer meldet sich als Freiwilliger für einen Monat mit dem Roten Kreuz nach Ungarn zu fahren?»

Meine erste Reaktion war: Warum auch nicht? Dann aber fand ich doch, daß ein Monat so mitten im Semester recht lang sei. Man gab uns zwei Stunden Bedenkzeit. Ich telefonierte meinem Vater, wobei ich für mich selbst eigentlich schon entschlossen war zu fahren. Mein Vater erhob keine Einwände.

Näheres über die Abfahrt konnte man uns nicht sagen. Wir sollten uns am andern Tag, einem Freitag, zur Abfahrt bereithalten, um gegen Mittag nach Wien abzufliegen.

Doch wir flogen nicht, ebensowenig am Samstag. Wir verbrachten die Zeit weiter mit dem Sortieren der Liebesgabensendungen. Oft saßen wir auch auf dem Büro der Studentenschaft. Dort befand sich ein großer Radioapparat, bedient von einem Ungarn, der alle ungarischen Meldungen abhörte. Auf einer Ungarnkarte markierte er mit Stecknadeln ständig den Vormarsch der russischen Divisionen. Das geschah, um darüber im Bild zu sein, wie wir unsere studentischen Sendungen noch über die Grenze bringen konnten. Als ich am Sonntag schließlich von dem russischen Überfall auf Budapest hörte, dachte ich, daß unsere Hilfsaktion jetzt sicher sinnlos geworden sei.

Am Montag, kurz vor dem Mittagessen, rief mich mein Kollege telephonisch zu Hause an: «Wir treffen uns alle um 13.30 abfahrtsbereit auf dem Büro der Studentenschaft.» Dort faßten wir alle noch eine Streudose Neocid, und eine Stunde später standen wir startbereit in Kloten. Wir waren drei Mediziner, zwei Jus-, zwei Ingenieur- und ein Theologiestudent. Zwei weitere Medizinstudenten waren schon am Samstag nach Wien vorausgeflogen.

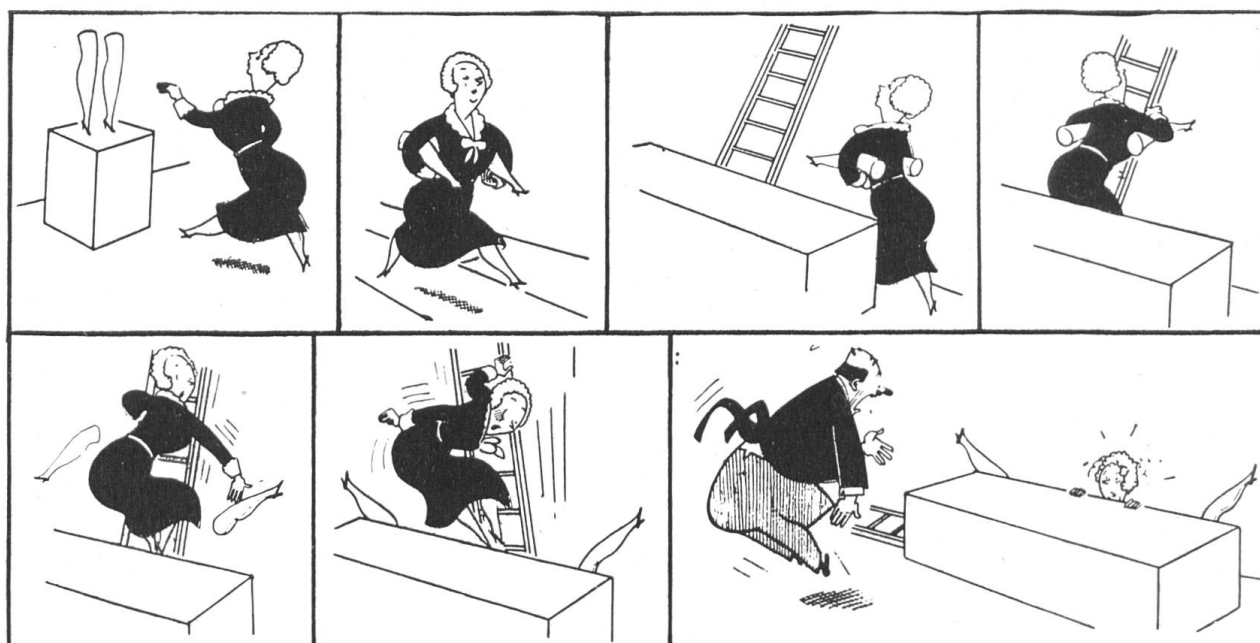
Vom Flugplatz wurden wir sofort von einem Herrn des Internationalen Roten Kreuzes in die Stadt hineingefahren. Die erste Nacht verbrachten wir im Hotel Wandl. Dort befanden sich die Büros des Internationalen Roten Kreuzes. Herr Ammann, einer der beiden Chefdelegierten des Internationalen Roten Kreuzes, teilte uns die erste Arbeit noch am gleichen Abend zu. Am andern Morgen wurden wir mit einer Ambulanz zum 20 Kilometer vor der Stadt liegenden Flugplatz Schwechat gebracht. In einem riesigen Hangar hatten sich in den letzten Tagen Hunderte von Tonnen Liebesgaben aus aller Welt angesammelt. Alle Transporte, die nicht mehr nach Ungarn hineingelassen wurden, hatte man während dreier Tage an diesen Ort hingeleitet. Vor dem Hangar stand ein junger österreichischer Lehrer mit Kopf-

hörer, der mit einem Funker der neuen österreichischen Armee ein Funkgerät ausprobierte.

Die beiden Schweizer, die vor uns abgeflogen waren, hatten sich inzwischen seit zwei Tagen bemüht, das unbeschreibliche Durcheinander von Kisten, Paketen, Säcken und Ballen in ein provisorisches Magazin umzuwandeln. Etwa 50 Rekruten der Österreichischen Heimwehr waren ihnen für diese Arbeit zugeteilt worden. In einem ersten Arbeitsgang trennten wir Wolldecken, Schuhe und Kondensmilch voneinander. Wir Mediziner begannen darauf aus dem Haufen der Medikamente Verbandstoffe, Schmerzmittel, Vitamine, Antibiotica und chirurgische Instrumente nach der Zusammengehörigkeit aufzuschichten. Der Rekrut mit dem Funkgerät gab dann die Ergebnisse unseres provisorischen Inventars zum Hauptgebäude des Flugplatzes weiter. Penicillin berechneten wir per Kilo, chirurgische Instrumente per Kisten. Im Hauptgebäude wurden unsere per Funk gemeldeten Angaben von dem Lehrer zu einer Gesamtzusammenstellung verwendet.

Aus riesigen Transportflugzeugen, welche Tag und Nacht heranrollten, entleerten sich deutsche, französische, spanische, holländische und schwedische Sendungen. Es war ein faszinierendes Schauspiel, die Flugzeuge kommen und gehen zu sehen. Ich hätte diesen plumpen

Bilder ohne Worte



Leibern nie eine solche Beweglichkeit in der Luft und auf dem Boden zugetraut.

Am Freitag, den 9. November versammelten wir acht Zürcher Studenten uns bei der Stiftskaserne. Das Deutsche Rote Kreuz hatte bereits einen Hilfskonvoi organisiert. Im Laufe des Tages faßten wir weiße Überkleider, Mützen und einen Lodenmantel. Die Vorbereitung war mit deutscher Gründlichkeit durchgeführt worden, so daß bei unserer persönlichen Ausrüstung weder die Taschenlampe noch die Notapotheke fehlten. Gegen 20 Uhr näherte sich unser Zug der österreichisch-ungarischen Grenze. Er bestand aus vier Personen- und elf Lastwagen, alle weiß gespritzt, nummeriert und das rote Kreuz tragend.

Vor unserer Abfahrt aus Wien sandte das Rote Kreuz ein Telegramm an Außenminister Schepilow nach Moskau mit der Bitte, unserem Konvoi die Durchfahrt nach Budapest zu gestatten. Um dem ungarischen Grenzposten zu zeigen, daß der Konvoi bereit sei, mußten wir noch am gleichen Abend den Grenzübergang Klingenbach erreichen. Wie wir erwartet hatten, wurden wir geheißt, am nächsten Morgen wiederzukommen, und so fuhren wir nach Eisenstadt zurück. Dort empfing uns der Bürgermeister persönlich in einer Wirtschaft und offerierte uns ein feudales Nachtessen. Wir verbrachten die folgende Nacht in derselben Stadt, wo die Jugendherberge für unsere Aufnahme vorbereitet wurde. Am nächsten Morgen stellte unser Leiter, ein Schweizer Arzt, Dr. Willener, fest, daß der ungarische Grenzposten die Kompetenz, uns durchzulassen, nicht besaß. Die anwesenden Sowjet-Offiziere sagten: «Njet».

Während des ganzen Tages saßen wir in den Wagen, bereit, sofort loszufahren. Der Kolonnenführer verbot uns jede Unterhaltung mit der Bevölkerung und den Journalisten. Es war ein kalter, trüber Novembertag, auf beiden Seiten der Straße zog sich eine Reihe von kleinen, einstöckigen, weißgetünchten Giebelhäusern hin. Der Wind blies uns Wolken von Straßenstaub entgegen, es zeigten sich nur wenige Bewohner. Hin und wieder rannte ein einzelnes Huhn über die Straße. Dafür waren die Pressephotographen um so zahlreicher versammelt. Sie stellten mit Flüchtlingen rüh-

rende Szenen zusammen. Die Flüchtlinge waren meistens so erschöpft, daß sie alles mit sich geschehen ließen. Da die Informationen aus Ungarn nur spärlich eintrafen, begnügten sich die Presseleute damit, unsern wartenden Hilfszug immer wieder von allen Seiten zu fotografieren. Als Repräsentant der österreichischen Grenzschutz stand rechts von uns in einer Seitenstraße ein Panzerspähwagen. Alle paar Stunden wurde uns erlaubt, uns in der Wirtschaft des Dorfes mit einem heißen Getränk wieder etwas Wärme zuzuführen. In der rauchigen, dunkeln Wirtsstube drängten sich gegen hundert Flüchtlinge, welche an den langen Tischen warteten. Die Kinder scharten sich um den Wurlitzer-Musikautomaten, den sie wie ein Wunder bestaunten.

Nachdem wir nochmals eine Nacht auf österreichischem Boden verbringen mußten, konnten wir am Sonntagnachmittag bis zur Demarkationslinie vorfahren. Diese war alle 50 Meter durch eine rot-weiß-rote Flagge gekennzeichnet. Die russischen Offiziere, welche offenbar fanden, daß die zuerst von den Ungarn durchgeführte Kontrolle zu wenig genau gewesen sei, führten nochmals eine durch. Verschiedene Schachteln mußten wir aufschneiden, die Ledersitze wurden aufgeklappt und jede Spalte zwischen den Kisten nach verborgenen Waffen abgesucht. Selbst den ausgepackten Penicillin-Ampullen mißtrauten sie, indem sie uns fragten, ob es keine Gewehrpatronen seien.

Zwei Kilometer vor Sopron begegneten wir dem ersten russischen Militärposten. Zwei Panzer, Artillerie und einige Infanteristen, eine Zusammenstellung, die wir immer wieder antrafen, beherrschten die Straße und hielten jedes Fahrzeug an. Auch wir wurden jedesmal von den Posten angehalten, aber im allgemeinen nach einer kurzen Kontrolle durchgelassen.

Die Einfahrt in Sopron war eines meiner ergreifendsten Erlebnisse in Ungarn. Wir hatten vom Kolonnenchef den Befehl erhalten, uns jeder Sympathiekundgebung für die Bevölkerung zu enthalten. Unser Auftauchen war unerwartet. Männer, Frauen und Kinder liefen auf die Straße und winkten uns zu, viele weinten aus Freude darüber, daß das Ausland Ungarn doch nicht ganz im Stiche ließ. In diesem Augenblick hätte uns nichts hindern können, den Kindern etwas Schokolade zuzuwerfen.

Hier in Sopron, wie auch später in der Stadt Győr, sah ich keine zerstörten Häuser und konnte auch von Kämpfen nichts wahrnehmen. Zwischen Győr und Budapest bestanden die russischen Posten zum Teil aus Mongolen. Wir hatten uns von einem dieser Posten aus bereits wieder in Bewegung gesetzt, als der letzte Wagen unseres Konvois, unbemerkt von der übrigen Kolonne, von den Mongolen wieder angehalten wurde. Es brauchte, wie wir nachher erfahren haben, etwa eine Viertelstunde, bis die Mongolen begriffen, daß die Ladung nicht aus Nahrungsmitteln, sondern aus Blutplasma bestand, für das sie keine persönliche Verwendung hatten.

Bei der Einfahrt in den Vorort Alt-Ofen, dem römischen Stadtkern von Budapest, sahen wir die ersten zerschossenen Kanonen am Straßenrand, und Artillerieeinschläge in Hausmauern, sowie herunterhängende Leitungsdrähte der Straßenbahn. Aus weiter Entfernung hörten wir aus der Richtung des Stadtzentrums vereinzelt Maschinengewehrfeuer.

Unser ungarischer Begleitoffizier führte uns in ein Notspital in Alt-Ofen. Das Notspital wurde durch eine deutsche Rotkreuzsanitätskolonne während der Kämpfe eingerichtet. Seit einigen Tagen war diese Sanitätskolonne ohne Verbindung mit Wien gewesen. Um so freudiger begrüßten sie die unerwartet ankommenden Kameraden. In dem Spital wurden dreißig Widerstandskämpfer gepflegt. Die Deutschen fanden durch die wenigen zurückgebliebenen Schüler der ehemaligen Feldscherschule Unterstützung. Die Feldscherschule wurde von den Russen eingeführt. Ein Feldscher vertritt in abgelegenen Provinzen Rußlands den Arzt. Seine Ausbildung ist etwas gründlicher als die eines Krankenwärters. Am andern Morgen luden wir ab und machten uns sogleich auf die Rückfahrt nach Wien.

Alles ging reibungslos bis nach Sopron. Hier hielt ein russischer Offizier uns für eine weitere Nacht mitten in der Stadt fest. Kaum hatten wir uns hinten auf den Lastwagen in unseren Schlafsäcken zum Schlafen bereitgemacht, als uns ein infernalischer Lärm von heranrollenden Panzern aufschreckte. Über eine Stunde lang fuhr ein russischer Truppentransport an unsern Wagen vorbei. Am nächsten Morgen wimmelte es von russischen Soldaten. Trotzdem brachten uns die Einwohner Tee mit Rum

und Schmalzbrote mit Paprika, bis die Russen an unserem Kontakt mit den Leuten Anstoß nahmen und uns einen Kilometer vor der Stadt einen weiteren halben Tag warten ließen.

In Wien angekommen, suchten wir uns Arbeit in den Büros des Hotels Wandl. Es waren in jenem Augenblick erst die beiden Herren Ammann und Meyer mit wenigen Mitarbeitern anwesend, um die Hilfe aller nationalen Rotkreuzgesellschaften zu koordinieren. Heute ist ein Stab von über hundert Leuten mit dieser Aufgabe beschäftigt. Ich löste unsere Sekretärin, welche seit Tagen kaum mehr zum Schlafen gekommen war und vor Heiserkeit nicht mehr sprechen konnte, am Telephon ab. Ein Kamerad setzte sich vor die Türe des Büros und fing alle Leute ab, die in allen möglichen und unmöglichen Anliegen vorsprechen wollten. Nachts lösten wir uns in Schichten ab, um das Telephon und den Fernschreiber zu hüten.

Mit dem dritten Konvoi fuhren wir am 17. November über Nickelsdorf wieder nach Budapest, um dort für drei Wochen zu bleiben. Die ersten vier Tage lebten wir im Notspital in Alt-Ofen, wo die Patienten und Schülerinnen uns die ersten Ungarischkenntnisse beibrachten.

Während dieser Zeit hatte das Internationale Rote Kreuz neue Büros in den Räumen einer staatlichen Export-Import-Firma für pharmazeutische Produkte errichtet und geeignete Lagerräume im Freihafen Csepel gefunden. Von nun an wohnten wir im ehemaligen kommunistischen Parteihaus der Hafenarbeiter. In jedem Zimmer stand noch ein Panzerschrank, der früher Geheimdokumente enthalten hatte. Wir mußten unser Essen zum Teil selber kochen. Der neugewählte Chef des Arbeiterrats stellte uns das nötige Kochgeschirr und elektrische Platten zur Verfügung. Außerdem sorgte er für einen Ping-pong-Tisch und einen Radio. Letzterer vermittelte uns getreulich jeden Tag die Nachrichten des Schweizerischen Kurzwellensenders Schwarzenburg.

Auf dem Hafenareal befinden sich mehrere riesige Lagerhäuser, die nach und nach ausgeräumt wurden. Die nun regelmäßig ankomm-

Foto: E. Huber

In der Kunstaussstellung

menden Lastwagenzüge des Internationalen Roten Kreuzes und des Polnischen Roten Kreuzes entluden ihre Sendungen jetzt direkt in die geleerten Lagerräume. Meine Arbeit bestand darin, zusammen mit einem Kameraden ein genaues Inventar der Medikamente aufzunehmen. Die übrigen Studenten widmeten sich sehr verschiedenartigen Aufgaben. Zwei kümmerten sich um den ständig wachsenden Wagenpark, drei weitere um die Lagerung der Lebensmittel, und ein weiterer suchte wiederum möglichst viele Leute davon abzuhalten, im Büro des Roten Kreuzes die Delegierten mit ihren persönlichen Angelegenheiten zu belästigen.

Die eigentliche Verteilung von Lebensmitteln an die Bevölkerung begann damals noch nicht. Wie ich mich selber überzeugen konnte, standen die Hausfrauen zwar oft stundenlang Schlange vor den Lebensmittelgeschäften, doch waren Brot, Kartoffeln und Fleisch immer in einigermaßen genügenden Mengen vorhanden. In der städtischen Lebensmittelzentrale beobachtete ich, daß noch ziemlich große Vorräte vorhanden waren, und im Moment, wo der Eisenbahnerstreik vorbei war, funktionierte auch der Nachschub von der Provinz wieder. Die Lagerung der Lebensmittel in Csepel erfolgte also auf lange Sicht hin, da jedermann eine Ernährungskrise für die späteren Wintermonate voraussieht.

Viele Leute auf der Straße fragten uns dennoch, weshalb sie noch nichts erhalten hätten von all den Spenden, die sie fast täglich ins Land kommen sahen. Wir mußten ihnen darauf die Sinnlosigkeit einer Verteilung auf der Straße klarmachen. Auf diese Weise würden nämlich viele Leute ein Geschenk erhalten, die keines benötigen und allzuwenige, die wirklich Not leiden. Ein Beispiel von den Folgen einer solchen unkontrollierten Verteilung erlebte ich etwa 14 Tage nach meiner Ankunft. Da sah ich nämlich, wie ein Straßenverkäufer Schokolade ohne Papierumschlag, die zweifellos aus verteilten Liebesgaben einer amerikanischen Hilfsorganisation stammte, verkaufte.

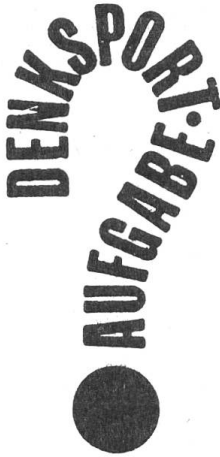
Die Ungeduld der Leute war von ihrem Standpunkt aus gesehen begreiflich. Aber das Rote Kreuz muß auf lange Sicht hin arbeiten

und ich habe während der ganzen Zeit meiner Tätigkeit feststellen können, wie bewundernswürdig die Organisation des Internationalen Roten Kreuzes inmitten all der Schwierigkeiten sich bewährt und daß alle jene Pessimisten, die daran gezweifelt haben, daß die Spenden wirklich sinngemäß verteilt würden, unrecht haben.

Immerhin erhielten einige Spitäler noch während unserer Anwesenheit Kohle, Wolldecken und Medikamente. An Medikamenten schienen am meisten jene zu fehlen, die dauernd gebraucht werden, wie Insulin, Sulfonamide, Lokalanästhetica und gute Narkosemittel. Außerdem wurden Milch und Vitamine an Kinder in ganz Budapest verteilt. Am Ende der ersten Woche half ich bei der Inbetriebsetzung einer Feldküche. Sie bestand aus vier Kochkesseln und befand sich auf dem Schulhausplatz einer Mittelschule im neunten Bezirk. Es ist dies der in den Kämpfen am meisten mitgenommene Stadtteil. Ich hatte einen Simca-Lieferwagen und besorgte mit Hilfe einer ungarischen Journalistin vom Ungarischen Roten Kreuz den Einkauf für die Küche. Das meiste holten wir aus den Magazinen des Roten Kreuzes. Wir kochten jeden Tag ein Mittagessen, zum Beispiel aus Bohnensuppe und Gulasch bestehend. Die Küche besorgten zwei Hotelköche. Wir verteilten das Essen an etwa 500 Kinder. Die meisten brachten ein Kesselchen mit, das wir abfüllten, die andern setzten sich um einen großen Tisch in der nahen Turnhalle. Ich selbst betätigte mich in der Küche als Büchsenöffner oder füllte die Suppe in die verschiedenen Geschirre ab.

Budapest ist als Ganzes nicht zerstört wie eine Stadt nach einem Fliegerangriff. Dennoch krampfte sich mir das Herz zusammen beim ersten Anblick der zerschossenen Straßenzüge in Pest. Als wir das Stadtzentrum betreten durften, standen nur noch wenige zerschossene Tanks, Kanonen und Tramwagen herum. Außer den russischen Panzerspähwagen und unsern eigenen Fahrzeugen war anfänglich praktisch kein Verkehrsmittel zu sehen. Dennoch befanden sich zwischen neun Uhr morgens und drei Uhr nachmittags sehr viele Menschen auf der Straße. Noch war der Generalstreik wirksam. Kaum hielt eines unserer weißen Autos irgendwo an, so drängte sich eine riesige Menschentraube um uns herum. Jeder wollte mit

Foto: M. A. Wyss
Estrich im Museum



Während einer Geländeübung hatte sich eine Gruppe Soldaten in einen Hohlweg zurückgezogen, und dort, unter einem schattigen Baum am Wegrand eine kleine private Ruhepause eingeschaltet. Um nicht von einem Offizier überrascht zu werden, stellten sie zwei Posten auf. Der eine, Röbi, hatte die Straße nach vorn zu beobachten, der andere die Straße nach hinten, gegen das Dorf. Plötzlich rief der eine Posten, ohne seinen Kopf umzuwenden, aus: «Päuli, warum schmunzelst du so vergnügt?»

Frage: Wieso konnte Röbi, ohne den Kopf zu wenden, wissen, dass Päuli schmunzelte?

Auflösung auf Seite 63

uns sprechen und selber erzählen, wie die Revolution entstanden war, an der auch er teil hatte. Später wurden die Leute etwas vorsichtiger in ihren Äußerungen. Wenn sie aber einmal genau wußten, wer wir waren, nahmen sie kein Blatt mehr vor den Mund. Jetzt waren wir überaus froh über unsere spärlichen Ungarisch-Kenntnisse, wenn auch erstaunlich viele Leute gut deutsch sprachen. Nur so war es uns möglich, etwas über die Schicksale von Gymnasiasten, Studenten, Arbeitern, Ärzten, Hausfrauen und Schulkindern zu erfahren. Noch gut erinnere ich mich an jene Frau, die mich unter Tränen fragte, ob wir im Westen denn gar nichts für ihr Volk unternehmen könnten. Andere Männer und Frauen wollten uns Briefe mitgeben, und es tat uns jedesmal weh, dies ablehnen zu müssen. Die Stimmung der Leute war sehr verschieden. Viele waren verzweifelt und am Ende ihrer Kräfte. Für sie war die Lage hoffnungslos. Das schlimmste war die Vorstellung, daß alles wieder so werde, wie es vorher war. Andere betrachteten die Situation

mit mehr Gleichmut. Sie hielten wenigstens noch Ausschau nach politischen Möglichkeiten, doch noch einige Ziele der Revolution zu erreichen. Wirkliche Optimisten sah ich nur zwei. Der eine war ein Polizeioffizier, der uns zum Kommunismus bekehren wollte, der andere ein Jurist, der seine Lebensaufgabe darin sah, seine Mitmenschen zu amüsieren und zu ermutigen. Für ihn waren die Ereignisse vom vergangenen Oktober die größte Tat für Europa seit dem Sieg über die Türken vor Wien, und er erwartete von diesen auch eine ähnliche entscheidende Wirkung.

Besonders deutlich blieben mir aber jene Stunden in Erinnerung, wo ich die ungarische Gastfreundschaft erleben durfte. Drei Abende verbrachte ich im Kreise einer Familie. Die Konversation war aus sprachlichen Gründen äußerst mühsam. Dennoch erfuhr ich hier viel über die Lebensbedingungen in Ungarn. Der Mann war von Beruf Mathematiklehrer, doch hatte er diesen Beruf aufgegeben, weil er als Buchhalter wesentlich besser verdiente. Auch so reichte der Lohn nur gerade für das Essen und die Wohnungsmiete. Die Anschaffung eines neuen Kleidungsstückes war nur einmal im Jahr für ihn selbst und im nächsten für seine Frau möglich. Seine Frau konnte nicht arbeiten, da sie an den Folgen eines Fußtrittes von einem russischen Soldaten im Jahre 1945 immer noch invalid war. Trotz dieser schweren Lebensbedingungen habe ich selten ein so ausgeglichenes Familienleben gesehen.

Eindrücklich war auch das Verhalten der Jugend. Hier denke ich vor allem an die Gymnasiasten im neunten Bezirk. Obschon sie alle durch eine ideologische Schulung im strengsten Sinn gegangen waren, war davon nichts zu spüren. Die Opposition gegen alles, was von Rußland kam, war groß. Erstaunlicherweise hatten sie alle den Wunsch, deutsch zu lernen. Für sie ist deutsch die Weltsprache. Englisch und Französisch kommen erst viel später. Immerhin hatten besonders die Mädchen eine große Vorliebe für die neuen amerikanischen und französischen Schlagermelodien, die sie alle auswendig konnten. Diese jungen Leute besaßen offensichtlich eine große Fertigkeit im Auffinden von ungestörten westlichen Sendungen.

Bei jedem Gespräch über die politische Lage mußten wir sehr aufpassen in der Beurteilung, was wahr, teilweise erfunden oder ganz unglaubwürdig war. Die Beurteilung von allen Mitteilungen über neueste Ereignisse war immer sehr schwierig, da alle Informationen nur in der Form von vagen Gerüchten weitergegeben werden konnten. Angaben über Deportationen, Schießereien zwischen Russen und Vorgänge in der Regierung, die nicht im Parteiblatt veröffentlicht waren, erhielten wir nie aus erster Hand. Eindeutig war nur der Bericht über den Beginn des Aufstandes und die Einstellung zum jetzigen Staatschef Janos Kadar, der dem Volkswitz eine breite Zielfläche bot. Höchstens wurde er bemitleidet, weil er im Grunde genommen nach keiner Seite hin mehr Ausweichmöglichkeiten hat. Ebenso eindeutig war die Empörung über Imre Nagys Entführung. Die Gestalt von General Maleter hingegen gehört bereits in den Bereich der Gerüchte. Im allgemeinen herrschte die Überzeugung, daß er befreit worden sei und jetzt die Partisanen in den Bergen anführe.

Während der drei Wochen, die wir in Budapest verbrachten, änderte sich das Bild der Stadt sehr stark. War es am Anfang eine Stadt, in der nichts mehr funktionierte, außer der nötigsten Zufuhr an Lebensmitteln, Elektrizität und Wasser, so erwachte sie doch im Laufe von zwei Wochen wieder zu einem einigermaßen normalen Leben. Am Anfang standen an allen wichtigen Kreuzungen und auf allen Brücken massenhaft russische Panzer. Auch unsere Rotkreuzwagen wurden oft angehalten und wir mußten unsere Papiere zeigen. Ich pflegte meinen Rotkreuzausweis, der meine Funktion in russischer Sprache beschrieb, verkehrt hinzuhalten. Der russische Soldat behielt ihn meist verkehrt in den Händen, schaute ihn bedeutungsvoll an und ließ uns passieren, oder er hieß uns warten und konsultierte zuerst einen höheren Offizier. Im allgemeinen war das Verhalten der Russen korrekt, und oft hatte ich das Gefühl, sie seien viel nervöser als die Leute, zwischen denen sie sich bewegten.

Mit der Zeit wurden tagsüber mehr und mehr Panzer zurückgezogen. Wir hörten sie

aber jeden Abend von Csepel nach Budapest rollen. Der übrige Straßenverkehr nahm sehr rasch wieder zu. Verkehrsregeln scheint es in dieser Stadt nicht zu geben. Der eifrige Gebrauch der Hupe verbotene meist das Schlimmste. Auch die Auswirkungen des Streiks wurden äußerlich immer weniger sichtbar. Das Auftauchen der ersten Autobusse war ein Ereignis. Sie wurden buchstäblich bestürmt. Als schließlich die Straßenbahn vor dem Parlament wieder fuhr und einige Leute sich daran machten, die Löcher in ihren Häusern wieder zuzumauern, hatte man von außen das Gefühl, daß das Leben wieder weitergehe. Dennoch war vieles Schein. Die Leute gingen nur zur Arbeit, um zu politisieren. Aus Angst vor einer Inflation standen die Hausfrauen nicht mehr vor den Lebensmittelgeschäften Schlange, sondern vor Kleider-, Radio- und Pelzgeschäften. Noch immer aber erinnerten die rot-weiß-grünen und schwarzen Flaggen an den Häusern und Fabrikgebäuden an das, was geschehen war.

Heute haben wir in der Schweiz Ungarn mitten unter uns. Zuerst wurden sie bewundert. Doch bald fanden diese und jene unserer Landsleute vieles an ihnen auszusetzen. Diese Flüchtlinge wagten es zu lachen, ja sogar zu tanzen, sie wagten es, schweizerische Schüßlinge nicht nach ihrem Geschmack zu finden. Kurz, sie zeigen eine Menge jener menschlichen Züge, die wir an uns selber alltäglich finden, Vertretern eines leidenden Heldenvolkes aber nicht erlaubt sein sollen. Dabei ist es doch selbstverständlich, daß in keinem Volke alles Helden sind und auch jene Menschen, welche durch die Umstände wirklich zu Helden wurden, sich im Alltagsleben wieder wie andere Leute benehmen.

Es ist mir heute noch unmöglich, das Entsetzliche und Schwere, das ich während dieser wenigen Wochen sah und hörte, in einzelnen klaren Bildern festzuhalten. Vergessen werde ich es nie. Eines aber ist mir klar, daß alles das, was dem ungarischen Volk nicht nur während des Aufstandes, sondern während eines Jahrzehntes widerfuhr, uns die Verpflichtung auferlegt, den Opfern, die sich unter uns befinden, viel Geduld und Nachsicht entgegenzubringen.